

Vermischtes.

Vom Schwarzwald, 3. Aug. Wohl der älteste Kirchenbau des Schwarzwaldes ist die protestantische Kirche zu Peterzell (Amt Billingen), welche nach einem vollständigen Umbau am Sonntag wieder eingeweiht wurde. Der stehen gebliebene Turm reicht ins 13. Jahrhundert zurück, und die an ihm befindlichen Mauerfragmente lassen als Schießscharten auf die ehemalige Befestigung schließen. Während des Umbaus wurde auch eine aus dem 12. Jahrhundert stammende Malerei freigelegt und in die Altertumsammlung nach Billingen verbracht. Die Gründung der „Zelle St. Peters“, der äußersten Station des ehemaligen Klosters Reichenau, reicht in die Zeit unmittelbar nach Karl dem Großen zurück. In der Kirche, die schon wiederholt umgebaut wurde, soll nach mündlicher Ueberlieferung einmal Melanchthon gepredigt haben. Vom ältesten Bau aus der karolingischen Zeit sind nur noch wenige Reste vorhanden. Den gotischen Chor, in dem sich noch ein gotisches Sakramentshäuschen befindet, schließt ein romanischer Triumphbogen ab mit dem Datum einer Renovation 1008, und vom Chor aus führt eine niedrige Tür, deren Sturz mit frühromanischem Bildwerk verziert ist, in die gewölbte Sakristei. Für jeden Altertumsfreund bildet die Kirche in dem im oberen Brigachtal idyllisch gelegenen Ort Peterzell eine Sehenswürdigkeit.

Nürnberg, 4. Aug. Eine Zigarre rauchte an einem Aprilsonntag während des Gottesdienstes der 20 Jahre alte ledige Bädergehilfe Maier auf der zweiten Empore der protestantischen Kirche zu Gräfenberg. Es wurde deshalb gegen Maier Anklage wegen Vergehens wider die Religion erhoben. Die Strafammer vermochte in Maiers Raucherzeug nur groben Unfug zu erblicken und ahndete diesen mit 14 Tagen Haft.

Von der bayrischen Grenze, 7. Aug. Fest an Hezen glaubt der größte Teil eines Orts bei Immensstadt. Als das Kind eines der „ersten Leute“ desselben erkrankte, holte dieser sofort einen „Wunderdoktor“ herbei und ließ sich von ihm sagen, das Kind sei total verheert. Der Heze würden aber bald die Füße wegfallen. Als nach einiger Zeit eine Nachbarin an den Füßen erkrankte, stand fast bei jedermann fest, daß sie die Heze sei und allseitig wurde sie gemieden. Der Vater des Kindes wies sie sogar barsch aus dem Hause, nachdem dieses gefordert war und sie, wie dies üblich ist, an der Leiche beten wollte.

Pforzheim. (Aberglauben.) Man sollte es nicht für möglich halten, daß es im Jahr 1905 noch

so abergläubische Leute gibt, wie in einer benachbarten Gemeinde L. Vor ungefähr 3 Wochen erhängte sich dort ein Landwirt. Kaum war er einige Tage beerdigt, so ging schon wie ein Lauffeuer durch das Dorf: der F. kommt wieder als Geist! Ja, es behauptete sogar so eine alte Dorfbabe, sie habe ihn gesehen, wie er morgens von seinem Hause nach dem Kirchhof gegangen sei. Eine andere sagt wieder, er habe ihr gerufen, als sie am Haus vorbeiging. Ja sogar Männer sagen und glauben solchen Unfug. In einem Nachbarort behauptet so ein alter Hezenbanner und Teufelstreiber, er habe, als er nachts durch das Dorf ging, den Geist gesehen. (Vielleicht war hier wieder der Alkohol schuld.) Wenn mal ein Fuhrmann schläft und die Pferde bei Nacht in der Nähe des Hauses von F. stehen bleiben, so heißt es gleich, der Geist habe sie gebannt und angehalten. Die Weiber der Nachbarschaft getrauen sich abends nach Glockenläuten nicht mehr zum Haus heraus. Und so geht es weiter, Furcht und Schrecken überall! Und das im Jahre 1905!

Wismar über Rußland. Noch ein Wort über Rußland. Rußland gleicht einem starken und gesunden Manne, der von einer Krankheit befallen ist. Wenn er Rat annehmen und zwei oder drei Tage zu Hause bleiben will, wird er unmittelbar wohl werden und so stark wie je; aber wenn er darauf bestehen will, auszugehen, umherzuspazieren und draußen Geschäfte zu erledigen, als wenn er wohl wäre, wird sich seine Krankheit fest auf ihn legen, und vielleicht wird er sterben. Zwei oder drei Tage im Leben eines Mannes bedeuten zehn, zwanzig oder dreißig Jahre im Leben einer Nation. Rußland muß zu Hause bleiben. Es hat eine große Zukunft; seine höchsten Adligen sind intelligent und ehrenwert, seine Bauern sind die besten Kerls in der Welt; in der Mitte ist es faul, der Beamtenadel ist ein giftiges Geschwür, welches seine Eingeweide hintwegfrisst. Wismar (Poschinger, Tischgespräche).

Der Prinz als Hirt. Eine höchst abenteuerliche Geschichte ereignete sich jüngst auf einem Londoner Polizeirevier. Ein junger Schotte war verhaftet worden, weil man vermutete, daß er durch falsche Vorspiegelungen habe Geld erlangen wollen; er gab an, daß er ein Prinz aus dem berühmten Hause Condé, ein Mitglied des bourbonischen Fürstengeschlechtes, ein Abkömmling der polnischen Adelsfamilie Sobieski und der Häuptling der schottischen Clains Kilpain und Mac Lennan sei. Der sonderbare Fremdling war vor etwa 3 Wochen zum ersten im Süden Englands gesehen worden und hatte in

verschiedenen Dörfern Beschäftigung als Schafhirt gesucht. Er trug ein schottisches Hochlandskostüm und erregte durch sein bescheidenes und schüchternes Wesen, sowie durch die Bornehmheit und Feinheit seines Aussehens das Interesse eines Pfarrers, der ihn aufnahm und mit Geld ausstattete. Später jedoch wurde er mißtrauisch und ließ ihn gefangen nehmen. Der junge Mann nennt sich Schamus Sobieski Bourbon Abrach; er erzählt, daß seine Ahnen schottische Häuptlinge gewesen seien, daß die einzige Tochter des Hauptes der Familie einen Prinzen von Condé geheiratet habe, daß dann beim Ausbruch der französischen Revolution das damalige Haupt der Familie nach Polen ausgewandert sei und dort eine Sobieski geheiratet habe. Nach dem Fall Napoleons sei seine Familie nach Schottland zurückgekehrt und habe hier ein völlig zurückgezogenes Hirtenleben in den Ruinen ihres alten Schlosses geführt, bis eine Reiselehre nun den Jüngling aus dieser Abgeschlossenheit herausgeführt habe. Von dem Glanz und der Bornehmheit seines Geschlechtes schien der Jüngling nichts zu wissen.

Unlautere Lockmittel. Im Schaufenster eines großen Warenhauses in Leipzig war, wie das „Leipz. Tagebl.“ berichtet, ein hochfeines Wattekleid zu dem geringen Preis von 13 M. ausgestellt. Ein Ehepaar begab sich in das Geschäft, um das Kleid zu kaufen, erhielt aber die Mitteilung, daß das Kleid bereits verkauft sei und man nur übersehen habe, es aus dem Schaufenster zu entfernen. Der Herr verlangte aber unter allen Umständen die Ausbändigung des Kleides, indem er die 13 M. bereit hielt. Als längere Verhandlungen erfolglos blieben, suchte der Herr die Hilfe eines Schutzmannes in Anspruch zu nehmen, erhielt jedoch nur die Adresse der zuständigen Behörde. Hierauf begab sich der Mann nochmals in das Warenhaus, wurde jedoch aufgefordert, das Geschäft zu verlassen. Als er der Aufforderung nicht nachkam, wurde ein Schutzmann geholt, der die Anzeige wegen Hausfriedensbruchs einleitete. Ein zahlreiches Publikum hatte sich alsbald angesammelt, das lebhaft Partei für das Ehepaar ergriff.

Dieser Tage erschien, wie das „N. Wien. Tgl.“ erzählt, abends im Polizeikommissariat Leopoldstadt-Wien der aus Deutschland nach Wien zugereiste Kaufmann Heinrich Beerholdt und brachte zur Anzeige, daß er am 18. Juli die ungarische Sängerin Josefina Weimer geheiratet habe. Schon am Tage nach der Hochzeit sei seine Gattin aus der gemeinsamen Wohnung verschwunden. Er habe nichts von ihr gehört, bis vor zwei Tagen ein Brief von ihr eintraf, in dem sie eine Zusammenkunft mit ihm im

Die Graphologin.

Novelle von C. v. Dornau.

(Nachdruck verboten.)

II.

Fichtenberg i. Thüringen, 30. Juni.

Liebste Annes!

Du wirst meinen Brief aus Berlin erhalten haben, den ich am Tage vor meiner Abreise schrieb, bist also auf Dein Schicksal vorbereitet und erschrickst hoffentlich nicht, schon wieder ein Schreiben von mir in den Händen zu halten.

Ich bin gestern Abend glücklich hier einpassiert. Fichtenberg schien sich wirklich Mühe gegeben zu haben, meine unwürdige Person mit den höchsten Ehren zu empfangen, als ich mich ihm im offenen Wagen von der Bahnstation aus näherte. Es lag so friedlich eingebettet in das enge Tal, rings eingeschlossen von den herrlichen, grünen Nadelwäldern, die ihm seinen Namen gegeben haben. Die Sonne warf feurige Strahlen auf eine gewaltige Gewitterwand, die langsam im Osten davonzog, und die roten Ziegelbächer des Dörfchens glänzten wie lackiert — es mußte am Nachmittag sehr stark gewittert haben. Der kleine Gebirgsbach, der Fichtenberg durchfließt, ehe er in die Ebene hinaustritt, war trübe, gelblich und hoch angeschwollen. Die Linden an der Chauffee leuchteten förmlich, die alte Eiche am Eingange des Dorfes reichte einen Ast wie einen Triumphbogen über die Straße, die Glocken des heimkehrenden Viehes

läuteten melodisch, und auch die obligaten Festjungfrauen fehlten nicht bei dem feierlichen Empfange. Weiß gekleidet waren sie allerdings entschieden nicht, dafür hatten sie die aller schönsten Flachsöpfe, die himmelblauen Augen und die rosigsten Mäulchen, in denen freilich meist verlegen ein Zeigefinger steckte.

Das friedliche, freundliche Bild hatte meiner verschüchterten Seele wohlgetan, und erquickt atmete ich die wunderbare Luft ein und danke im Stillen dem alten Freunde, der mich hierher gesandt. Als mein Wagen aber vor der Tür des Kurhauses hielt, dessen statlicher, schieferegedakter Bau etwas oberhalb des Dorfes aus dem Waldegrün sich abhebt, klopfte mein Herz wieder recht ängstlich. Ach, ich war ja seit mehr als drei Jahren so wenig mit anderen Menschenkindern in Berührung gekommen und hatte in meinem kleinen retiro an der Schwelle der Riesenstadt so einsam gelebt wie ein Einsiedler in der Wüste! Und da sahen nun in der Veranda des Kurhauses eine mich schier unübersehbar blinkende Menge von fremden Menschen, die alle mit mehr oder weniger verhallter Neugier den Neuankömmling begrüßten.

Ich gestehe Dir, daß ich eine Minute lang die größte Lust hatte, umzukehren und schleunigst wieder zum Bahnhof zurückzufahren. Aber die etwas unverschämte Art und Weise, mit der eine ganz in der Nähe sitzende junge Frau mich durch die Loggette anstarrte, gab mir meine Fassung zurück. Ich verließ den Wagen und ging mit völliger äußerer Ruhe und dem gewissen Ausdruck im Gesicht, den Ihr in der Pension stets mit „Mara zieht ihre hochmütige

Nase!“ bezeichnete, zwischen all diesen gaffenden Leuten hindurch. — Aus der Handtüre kam mir eine Dame entgegen, die der Kutscher mit lautem „Guten Abend, Frau Doktor!“ begrüßte, ehe er umdrehte. Sie empfing mich mit einer ruhigen Freundlichkeit, die mir wohlthat, entschuldigte ihren Mann, der ins Dorf zu einer Kranken gerufen sei, und führte mich selbst in mein Zimmer, das bereit stand, da ich mich schon vor einigen Tagen auf Anraten des Sanitätsrats angemeldet hatte. „Wenn Sie in einer halben Stunde wieder herunterkommen wollen, liebes Fräulein Rehfeld,“ sagte sie, „so kann ich sie noch ein wenig mit den Herrschaften bekannt machen, ehe wir zu Tisch gehen.“ Sie verließ mich dann, und während mein Gepäc heraufgebracht wurde, trat ich an das geöffnete Fenster und genoß den köstlichen Ausblick. Nur ein großer Rasenplatz trennt hier das Haus vom Walde, und die herrlichen Baumriesen da drüben schienen mir ein freundliches „Willkommen!“ zuzusprechen. Das gab mir ein Gefühl der Sicherheit: „Ihr bleibt mir, wenn mir die Menschen hier nicht gefallen!“ rief ich, nickte fröhlich wieder und schritt später mit etwas klopfendem Herzen zwar, aber doch getröstet die große Treppe hinunter.

Im Vorjaale unten begegnete mir eine kleine, sehr bewegliche Dame mit einem abschreckend häßlichen, handartigen Hute auf dem Kopfe, unter dem zwei lustige, schwarze Augen mich anblitzten. Sie kam anscheinend aus dem Walde, trug in der einen Hand einen Knotenstock, in der anderen einen prachtvollen Waldblumenstrauß, und ein Riesenplaid über der Schulter.



Volksprater erbat. Hr. Beerholdt leistete der Einladung Folge und begab sich in den Volksprater an den Rendezvousplatz. Er wartete und wartete, doch die Frau kam nicht. Als er schließlich, des Hartens müde, heimkehrte, wartete seiner eine höchst unangenehme Ueberraschung. Er fand die Tür seiner Wohnung aufgeschlossen und die Zimmer des größten Teils seiner Mobilien im Werte von etwa 1000 Kronen beraubt. Von der Handbesorgerin erfuhr er, daß seine Frau mit einem Möbelwagen vorgefahren war, die Wohnung habe aufgeschlossen und das Mobiliar fortführen lassen. Durch den Brief war also Hr. Beerholdt aus seiner Wohnung geblieben worden.

Eine sonderbare Mordtat hat ein Teehausbesitzer in der großen japanischen Industriestadt Osaka begangen. Am Morgen des 21. Juni ergriff der Besitzer des Teehauses Yamamura-to in Osaka, namens Nakagawa, das Schwert seiner Ahnen und erschlug die Mutter, den Bruder und die Schwester seiner Frau, ferner zwei Gaisins und ein Dienstmädchen. Nach diesem sechsfachen Morde legte er sein blutgetränktes Kimono ab, zog ein hochzeitlich Gewand an und begab sich, stolz wie ein Samurai, zur Polizei, um sich verhaften zu lassen. Als man ihn dort fragte, warum er denn in der jetzigen schweren Zeit, wo Japan doch Leute brauche, so grausam gewütet habe, erwiderte er kaltblütig: er habe fortwährend Streit mit seiner Schwiegermutter gehabt, und das hätte er auf die Dauer nicht aushalten können!

Ein ergötzliches Mißverständnis hat dieser Tage ein etwas zu kurz gehaltenes Telegramm herbeigeführt, das eine Militärkapelle von Reading nach Hool in Hampshire (England) lockte, wo diese ganz unerwarteterweise die Teilnehmer an einem Cricketmatch mit ihren Vorträgen erfreute. Major Parker, einer der Teilnehmer an der Sportveranstaltung, hatte an den Leutnant Hall in Reading telegraphiert: „Kommen Sie spielen.“ Das Telegramm war einfach adressiert: „Hall, Kaserne, Reading“ und in der Drummerhall abgegeben worden, d. h. in der Halle, wo die Musikkapelle ihre Übungen abhält. Leutnant Hall nahm darauf die Musikkapelle des Regiments mit sich, die dann in Hool, allerdings nicht Cricket spielte.

(Ein russisches Kinderspiel.) Die „Moskauer Deutsche Zeitung“ berichtet: Folgendes Geschichtchen wird uns als wahr erzählt. An einer wenig belebten Straßenecke vertrieben sich ein paar Käsechöps von 5—6 Jahren die Zeit damit, Erbsen nach den Vorübergehenden zu werfen. „Was macht Ihr denn da?“ fragte ein am Ohrkläppchen getroffener Herr. — „Wir spielen Bönchenwerfen“, lautete die Antwort.

(Wieder eine Schatzinsel.) Wie aus Port Louis auf Mauritius berichtet wird, ist seit einigen Monaten eine Anzahl Arbeiter beschäftigt, dort einen Schatz, den man auf 400—600 Millionen Mark berechnet, auszugraben. Man nimmt an, daß diese ungeheueren Reichtümer zur Zeit der britischen Eroberung von den Piraten in die Erde verankert worden seien. Schon früher hatte man an verschiedenen Stellen der Insel vergrabene Schätze gefunden, die Seeräuber

so in Sicherheit gebracht hatten. Nun aber werden systematische Grabungen unternommen, die von einem Aufseher geleitet werden, der wieder der Beamte einer Gesellschaft ist, die sich zum Zwecke der Aufdeckung der Schätze gebildet hat.

(Reise eines amerikanischen Schuhputzers.) In London traf ein amerikanischer Schuhputzer ein, dessen Ehrgeiz darin besteht, die Stiefel berühmter Leute zu putzen. In Amerika putzte er Präsident Roosevelts Stiefel, reiste von San Francisco nach New-York, indem er durch Stiefelputzen das Geld für die Ueberfahrt zusammenbrachte, und beabsichtigt jetzt, König Edwards Stiefel zu schwarzeln. Von seinen berühmten Kunden erbittet er sich als Bezahlung eine Autographie. Fresco Kid, so heißt der ehrgeizige Schuhputzer, wird von London aus den Kontinent besuchen, da er sich fest vorgenommen hat, auch die Stiefel des deutschen Kaisers und des Zaren zu putzen.

(Das Vermächtnis eines alten Unteroffiziers.) Ein englischer Sergeant, namens Good, der in gute Vermögensverhältnisse gekommen war, hinterließ dem Unteroffizier-Kasino seines Regiments 140 000 M. Außerdem vermachte er für erholungsbedürftige Unteroffiziere 2 große Häuser in dem Badorte Hyde. Der Wohlthäter bezeichnet in seinem Testament sein altes Regiment als „mein glücklichstes Heim.“

(Ein schöner Satz) findet sich in Nr. 31 der „Deutschen Fortschritt.“ Eine dort abgedruckte Verfügung des Landwirtschafts-Ministeriums lautet also: Es wird genehmigt, daß rücksichtlich der Kostenersparnis die bei Gelegenheit von Verkoppelungen seitens der Zusammenlegungsbehörde zur Begrenzung der fiskalischerseits zu Eigentum erworbenen Bezüge innerhalb fremder Gemarkungen gesetzten kleinen, ungefähr 50 cm langen und 15 cm starken Grenzsteine beibehalten und nicht durch große Waldgrenzsteine von etwa 1,25 m Länge und 0,30 m Stärke ersetzt werden.

Der Mensch, die vollkommenste Maschine. Der Vergleich des menschlichen Körpers mit einer Maschine ist alt, aber seine wissenschaftliche Begründung stammt aus allerletzter Zeit. Professor Atwater von der Wesley-Universität hat jetzt in der Reihe dieser Forschungen ein neues Glied eingefügt, und zwar auf Grund recht merkwürdiger Untersuchungen. Er wählte eine Versuchsperson, die ihre Muskelkraft an einem Apparat, ähnlich einem gewöhnlichen Zweirad, beweisen mußte. Durch ein angeschlossenes Meßinstrument konnte die vom Menschen erzeugte Energie in der Form eines elektrischen Stromes genau bestimmt werden. Der Radfahrer arbeitete im Innern eines großen hölzernen Gehäuses, das er während der ganzen Dauer des Experiments, d. h. für mehrere Tage, nicht verlassen durfte. Alles, was er an Essen und Trinken zu sich nahm, wurde aufs genaueste gewogen, und als Ergebnis der Versuche stellte Professor Atwater die Behauptung auf, daß der Mensch eine weit bessere Lokomotive, indem er für eine bestimmte Menge von Nahrung beziehungsweise Heizstoff doppelt so viel Kraft hervorbringe. Der Mensch ist in dieser Hinsicht dem sparsamst arbeitenden Automobil zu ver-

gleichem. Ueberhaupt soll keine der bis auf den heutigen Tag erfundenen Maschinen, ob sie nun mit Dampf, mit Elektrizität, mit Benzin oder sonstwie betrieben wird, der menschlichen Maschine an Größe und Energieerzeugung gleich sein. Die leistungsfähigste aller Maschinen macht nach Atwater kaum 15 vom Hundert der in dem Brennstoff enthaltenen Energie nutzbar, der Mensch aber 20 vom Hundert, ohne die zur Erhaltung der Körperwärme nötige Energie mitzurechnen.

Bohnen einzumachen mit Zucker und Essig. Möglichst junge, zarte Bohnen werden, um ihre grüne Farbe zu bewahren, in einem kupfernen oder messingenen Kessel mit Wasser halbweich gekocht, in kaltem Wasser abgekühlt und dann auf einem Siebe abgetropft. Auf 1 kg Bohnen rechnet man $\frac{1}{2}$ Liter Essig, den man mit $\frac{1}{2}$ kg Zucker, 7—8 g ganzen Zimmt und einigen Gewürznelken eine Zeit lang kochen läßt und hierauf durch ein Sieb kochend über die in einer Schüssel liegenden Bohnen gießt. Am folgenden Tage siedet man die Bohnen mit dem süßen Essig noch einmal auf, fällt sie in Glasbüchsen, kocht den Essig zu einem dünnen Syrup ein und gießt ihn darüber, worauf man die Gläser mit Pergamentpapier oder mit Wase überbindet.

Pfeffer-Gurken. Ganz kleine Gurken büchsele man gut ab und legt sie einige Stunden in Salzwasser, trocknet sie ab und gibt sie mit dazwischen gelegtem Gurkenkraut, als da ist Dill, Estragon, Pfefferkraut, Basilikum, Pfefferkörner, Schalotten, Lorbeerblätter und etwas Salz in kleine Steinbüchsen. Man gießt gekochten und wieder abgekühlten Weinessig darüber, gießt denselben nach einigen Tagen wieder ab, kocht ihn abermals auf und wiederholt dies noch einige Male, bindet dann die Töpfe fest zu und bewahrt sie an einem trockenen Orte auf.

[Gut zurückgegeben.] A. (eine Zigarre rauchend): „Nun, wie riecht diese Zigarre?“ — B.: „Gerade wie versetzte Schweinsborsten.“ — A.: „Sollte ich vielleicht Ihrem Bart zu nahe gekommen sein?“

[Beschwichtigt.] Seemann (der nach langer Seereise wieder unter den Seinen ist und von diesen mit Freudentränen begrüßt wird): „Na, Kinder, nun weint doch nicht, — Wasser hab ich unterwegs genug gesehen.“

[Im Gebirge.] Vater (beim Abstieg plötzlich stehen bleibend): „Kinder, jetzt müssen wir noch einmal hinauf... über dem Ansticharten schreiben haben wir ja ganz vergessen, uns die Gegend anzusehen!“

[Seine Ansicht.] Sonntagstreiter: „Da schreiben die Leute immer von Erfindungen lenkbarer Luftschiffe? Sie sollten lieber lenkbare Pferde erfinden!“

Scherzrätsel.

Mein Schöpfchen hat's als Schmutz bekommen
Doch wird ein Teil daraus genommen,
So fehlt es zwar dem lieben Schöpf,
Dafür doch hat es ihre Kräfte.

Auflösung des Berberkräutels in Nr. 124.

Heine — Auerbach — Umland — Freitag — Franzos.

„Ah! Das neueste Opfer!“ rief sie mir ungeniert zu. Da können wir ja gleich die nötigen Formalitäten erfüllen! Ich bin Ihre Studennachbarin, heiße Fräulein Villenbeil, male in Aquarell und freue mich, Sie kennen zu lernen. Die Hand kann ich Ihnen erst nachher geben, ich komme aus dem Walde und trage, wie Sie sehen, Verteidigungsmittel und Ausbeute bei mir. Auf Wiedersehen!“

Sie nickte mir zu und stieg pfeifend die Treppe empor, während ich ihr nachsah und lachte. Zugleich erschien die Doktorin, ergriff mit einem glühenden Lächeln meine Hand und führte mich in das große, vor dem Speiseaal gelegene Konversationszimmer; dort war anscheinend fast die ganze Gesellschaft versammelt, die vorher in der Veranda gefessen hatte, und die Hausfrau unterzog sich der Mühe, mich mit einer Reihe von Herren und Damen bekannt zu machen. Da aber im selben Augenblicke die Tischglocke erkundete, löste sich alles in einem momentanen Wirrwarr auf, und nach wenigen Minuten saß ich neben der Doktorin in der Mitte einer großen Tafel und wagte erst allmählich, meine Blicke umherschweifen zu lassen. Der Platz zu meiner Rechten war noch leer, wurde aber gleich darauf von Fräulein Villenbeil eingenommen, die ziemlich geräuschvoll eintrat und von verschiedenen Seiten mit Scherzworten und Neckereien begrüßt wurde. Sie parierte sehr gewandt und nahm dann neben mir Platz, worauf sie den versprochenen Händedruck mit mir wechselte.

„Wer Sie sind, weiß ich natürlich bereits,“ sagte sie dabei; „Fräulein Klara Viehsfeld, Privatierin, Berlin

u. s. w.; 'n bißchen jung für eine Privatierin, ich hatte Sie mir so mehr in meinem ehrwürdigen Alter vorgestellt. Sie belamen wohl zuerst einen mächtigen Schreck, als Sie anlamen und auf der Veranda Spießruten laufen mußten?“

Ich bekräftigte ihr lachend, daß ich allerdings einen Augenblick an Flucht gedacht hätte.

„Ja,“ sagte sie etwas verächtlich, „die civilisierte Plebs versteht ebenso intensive Neugier zu verraten wie die Dorfkinde — der Unterschied ist einzig, daß Letztere direkt mit dem Finger zeigen und ‚he! mal die!‘ rufen. Sehen Sie die hochgelegene gekleidete, junge Frau dort neben dem Herrn mit den strehenden Augen: sie hat eine Art, ihre Vorgnetze zu gebrauchen, die mich gleich bei meiner Ankunft empörte; da bin ich ruhig auf sie zugegangen, habe mich vor sie hingestellt und gesagt: ‚So, nun können Sie mich ganz bequem anstaunen!‘ Seitdem macht sie einen weiten Bogen um mich herum.“

„Wer ist die Dame?“ fragte ich. Die schöne Frau sah auch mich wieder so durchbohrend an, wie vorher in der Veranda.

Frau Professor Stenden; das kleine verhußelte Männchen neben ihr ist ihr Gatte — eine Leuchte der Wissenschaft, was man von ihr gerade nicht behaupten kann. Der schöne Pole aus ihrer anderen Seite ist der große Klaviervirtuose Szibulla, dessen Nerven so sehr durch seine Erfolge angegriffen sind, daß er sich hier von Letzteren erholen muß; macht der schönen Frau ein bißchen den Hof. Die große alte Dame mit dem aristokratischen Gesicht ist unser

vornehmster Kurast: Excellenz von Felsen — neben ihr sitzt ihre Tochter. In den Strahlen dieser vornehmen Nachbarschaft sonnen sich der Rechnungsrat a. D. Minger und Frau; gute Leute das, nur von einer schier ungläublichen Ehrfurcht vor hohen Namen und Persönlichkeiten erfüllt. Die dicke Dame dort —

„Erbarmen!“ fluchte ich lächelnd; „lassen Sie mich bitte erst ein wenig zu Atem kommen, verzeihtes Fräulein! Ich habe lange in der größten Einsamkeit gelebt, und die Fülle der Namen und Erscheinungen wirkt fast verwirrend auf mich ein. Ich muß gestehen, daß mir heute vor allem daran liegt, Ihre Bekanntschaft zu machen — sind Sie schon lange in Fichtenberg?“

„Wenn Sie, wie ich, bereits einmal hier gewesen wären, würden Sie schon an meinem Plage merken, daß ich nur wenige Tage vor Ihnen angekommen sein kann.“ verzeigte Fräulein Villenbeil heiter, „Jeder Neugekommene erhält nämlich den Ehrenplatz rechts von der Frau Doktor, und rückt mit seinem Kivert jedesmal weiter, wenn wieder jemand eingetroffen ist. Sehen Sie, links vom Plage des Doktors, der heute leer geblieben ist, sitzt der Veteran der ganzen Kurgesellschaft, ein ältlicher, unverheirateter Oberlehrer, der seit seiner Pensionierung jeden Sommer hier verbringt und so früh kommt und so lange weilt, daß er alljährlich die Runde um den ganzen Tisch macht.“

— (Fortsetzung folgt.) —